

(Nachdruck verboten.)

48]

## Das Geld.

Roman von Emile Zola.

„O,“ unterbrach Suret Saccard, „er besitzt immer noch das Vertrauen der Tuilerien: der Kaiser hat ihm den Ordensstern mit Diamanten verliehen.“

Aber mit energischer Handbewegung deutete Saccard an, daß er sich dadurch nicht täuschen lasse.

„Die Univerfelle ist nunmehr allzu mächtig geworden, nicht wahr? . . . Eine katholische Bank, welche die ganze Welt durch das Geld zu erobern droht, wie man sie ehemals durch den Glauben eroberte, — kann so etwas geduldet werden? Alle Freidenker, alle Freimaurer mit Aussichten auf einen Ministerposten überläßt da kalter Graus . . . Vielleicht hat man auch mit Gundermann irgend ein Ansehen zu verhandeln. Was sollte aus einer Regierung werden, die sich nicht durch das schmutzige Judenvolk auffressen ließe? . . . Und darum will mich mein schwachköpfiger Bruder, um ein halbes Jahr länger am Ruder zu bleiben, der Judenschaft, den Liberalen und dem ganzen Geschmeiß zum Fraß hinwerfen, in der Hoffnung, man werde ihm ein bißchen Ruhe lassen, während man mich aufrichtet . . . Nun gehen Sie wieder hin und richten Sie ihm aus, daß ich auf ihn pfeife! . . .“

Er richtete seine kleine Gestalt hoch empor, hinter seiner Fronie platzte endlich seine Wut in kriegerischen Trompetenschlägen los.

„Verstehen Sie mich auch? Ich pfeife auf ihn, das ist meine Antwort, er soll es nur wissen!“

Suret hatte die Nadeln gezuckt. Sobald man bei Geschäften in Zorn geriet, that er nicht mehr mit. Uebrigens war er in der ganzen Geschichte ja nur ein ehrlicher Makler.

„Schon recht, schon recht! ich will's ihm ausrichten . . . Sie werden noch Hals und Beine brechen. Aber das ist Ihre Sache.“

Eine Pause entstand. Zantrou, der sich bislang völlig stumm verhalten hatte, als sei er ganz und gar in der Durchsicht einiger Korrekturfahnen vertieft, blickte jetzt bewundernd zu Saccard auf. Wie schön war er, dieser Bandit, in seiner Entrüstung! Mitunter schreiten solche geniale Schurken in diesem Grade blinder Unzurechnungsfähigkeit dem Siege zu, wenn der Rausch des Erfolges sie fortträgt. In diesem Augenblick stand Zantrou auf seiner Seite, so fest war er von seinem Siege überzeugt.

„Ja so, ich vergaß noch etwas,“ versetzte Suret. „Delcambre, der Generalstaatsanwalt, haßt Sie, scheint's . . . Und Sie wissen noch nicht, daß der Kaiser ihn heute morgen zum Justizminister ernannt hat.“

Saccard war mit einem Ruck stehen geblieben; mit umdüstertem Gesicht erwiderte er endlich:

„Das ist auch ein sauberer Kunde! So, so! Aus dem Menschen hat man einen Minister gemacht? Was kann mir daran liegen?“

„Je nun,“ antwortete Suret und nahm eine übermäßig einfältige Miene an, „wenn Ihnen ein Unglück zustieße, wie es im Geschäftsleben jedermann passieren kann, so meint Ihr Bruder, Sie dürfen nicht auf ihn zählen, um Sie gegen Delcambre in Schutz zu nehmen.“

„Aber Himmel Donnerwetter!“ brüllte Saccard, „ich sage Ihnen ja, daß ich auf die ganze Bande pfeife, auf Rougon, auf Delcambre, und auf Sie noch obendrein!“

Zum Glück trat in diesem Augenblick Daigremont ein. Sonst kam er nie aufs Zeitungs-Bureau, so daß das allgemeine Erstaunen dem heftigen Gespräch plötzlich ein Ende machte. Tadellos, wie immer, schüttelte er mit seiner einschmeichelnden weltmännischen Höflichkeit allen Anwesenden lächelnd die Hand. Seine Frau beabsichtigte eine Gesellschaft zu geben, bei welcher sie singen wollte; er war nur gekommen. Zantrou persönlich einzuladen, um einen guten Zeitungsbericht zu bekommen. Aber Saccards Anwesenheit schien ihn zu entzücken.

„Wie geht's, großer Mann?“

„Sagen Sie mal, haben Sie denn noch nicht verkauft?“ fragte dieser, ohne zu antworten.

„Verkauft? O nein! Noch nicht!“

Sein lautes Lachen klang sehr aufrichtig, so gering war seine Zuverlässigkeit doch nicht.

„Man darf aber in unsrer Lage nie verkaufen!“ rief Saccard.

„Nie, niemals! Das meinte ich eben. Wir alle sind solidarisch, Sie wissen, daß Sie auf mich zählen können.“

Hinter seinen rasch auf und nieder geschlagenen Lidern hervor warf er einen lauernden Blick auf ihn, während er für die andren Aufsichtsräte einstand, für Sabatani, Kolb, den Marquis de Bohain, wie für sich selbst. Die Geschichte lief ja so schön, es war wirklich ein Vergnügen, daß alles einig war, bei diesem außerordentlichsten Erfolg, den seit fünfzig Jahren die Börse erlebt hatte. Für jeden der Anwesenden fand er ein liebenswürdiges Wort und verabschiedete sich, indem er wiederholte, er zähle für seine Abendgesellschaft auf alle drei. Mounier, der Tenorist an der Oper, sollte mit seiner Frau ein Duett singen; o, ein ganz bedeutender Effekt!

„Das ist also alles, was Sie mir zu antworten haben?“ sagte Suret, der jetzt ebenfalls aufbrach.

„Allerdings,“ erklärte Saccard mit seiner barschen Stimme.

Abichtlich begleitete er ihn nicht wie sonst hinunter. Als er hierauf mit dem Leiter der Zeitung wieder allein war, begann er:

„Krieg, mein Waderer! Keine Schonung mehr, hauen Sie mir auf dies ganze Lumpenpack! . . . So, endlich kann ich also die Schlacht führen, wie ich's meine!“

„Das ist wirklich stark!“ schloß Zantrou, bei dem die Ratlosigkeit sich wieder einstellte.

Draußen auf dem Gange wartete Marcelle immer noch auf der Polsterbank. Es war kaum vier Uhr, und schon hatte Dejoie die Lampen angezündet, so schnell brach die Nacht unter dem hartnäckigen und trüben Geriesel des Regens herein. So oft er an der jungen Frau vorbeiging, fand er ein kurzes Wort, um sie zu erheitern. Uebrigens wurde das Hinundherlaufen der Redakteure immer rascher, laute Befehle erklangen aus dem Saale nebenan, die fieberhafte Thätigkeit stieg, je näher die Stunde der Ausgabe des Blattes kam.

Plötzlich blickte Marcelle auf und sah ihren Mann vor sich stehen, durchnäst, vernichtet, mit dem Zucken der Mundwinkel und dem wirren Blick der Leute, die lange Zeit einer Hoffnung vergeblich nachgerannt sind. Es wurde ihr alles klar.

„Nichts! Nicht wahr?“ fragte sie erbleichend.

„Nichts, mein Schatz, gar nichts . . . Nirgends eine Möglichkeit . . .“

Marcelle fand nur ein leises Stöhnen, um ihrem blutenden Herzen Luft zu schaffen:

„O, mein Gott!“

Im gleichen Augenblick kam Saccard aus Zantrous Zimmer und wunderte sich, daß er sie noch hier fand.

„Wie, Frau Jordan, Ihr Mann kommt soeben erst zurück, dieser Herumschwärmer? Sagte ich Ihnen nicht, Sie würden ihn besser in meinem Zimmer erwarten!“

Sie heftete ihren starren Blick auf ihn, in ihren großen, verzweifelten Augen war plötzlich ein Gedanke erwacht. Ohne sich zu besinnen, gehorchte sie dem ungestümen Mut, der in den Augenblicken der Leidenschaft die Frauen vorwärts treibt.

„Herr Saccard, ich hätte Sie um etwas zu bitten . . . Wenn es Ihnen recht wäre, möchten wir jetzt zu Ihnen hinüber kommen.“

„Natürlich, verehrte Frau!“

Jordan fürchtete, das Nüchternen zu erraten, und wollte sie zurückhalten. In der krankhaften Angst, die solche Geldfragen ihm stets einflößten, stammelte er ihr zu wiederholten Malen „Nein, nein!“ ins Ohr. Sie riß sich von ihm los, und er mußte folgen.

„Herr Saccard,“ fuhr sie fort, sobald die Thüre wieder geschlossen war, „seit zwei Stunden läuft mein Mann vergeblich herum, um fünfhundert Frank aufzutreiben; er wagt nicht, Sie um das Geld zu bitten, deshalb bitte ich Sie darum . . .“

In ihrer drolligen Art begann das heitere und entschlossene Frauchen mit gewohnter Lebhaftigkeit die Geschichte

vom Vormittag zu erzählen, Buschs plötzlichen Eintritt, den Einfall der drei Männer in ihr Zimmer, wie es ihr gelungen war, den Angriff abzuschlagen, und wie sie sich verpflichtet hatte, noch am selben Tage zu zahlen. O, diese Geldschmerzen der kleinen Leute, diese aus Scham und Ohnmacht zusammengefügten herben Schmerzen, die wegen einiger erbärmlichen Hundertfousstücke immer wieder das Leben in Frage stellen!

„Busch,“ wiederholte Saccard, „dieser alte Gauner hat Sie in seinen Klauen? . . .“

Dann wandte er sich mit liebenswürdiger Biederkeit zu Jordan, der in unerträglichem Unbehagen stumm und blaß dastand.

„Nun, ich will Sie Ihnen vorstrecken, diese fünfhundert Frank. Sie hätten Sie gleich von mir fordern sollen!“

Er hatte sich schon hingesezt, um einen Check zu schreiben, als er sinnend innehielt. Es fiel ihm Buschs Brief ein, der Besuch, den er dort zu machen hatte und von Tag zu Tag verschob in seinem Widerwillen gegen die verdächtige Geschichte, die er dahinter witterte. Warum sollte er nicht sofort nach der Rue Feydeau sich begeben und den willkommenen Vorwand benutzen?

(Fortsetzung folgt.)

## Berliner Secession.

II.

Neben den hervorragenden Werken von ausländischen Meistern ist die Art, wie die Berliner Künstler in die Erscheinung treten, von größtem Interesse. Man mag, abgesehen von Liebermann, der in der That auch künstlerisch eine führende Stellung unter ihnen einnimmt, zwei Gruppen unterscheiden. Es ist zunächst eine Reihe von Malern, deren Art und Stellung in ihrer Kunst bereits ein bestimmtes Gepräge hatte, als sie die Secession mitbegründeten. Man kann nicht sagen, daß sie seitdem eine günstige Entwicklung erfahren hätten; eher möchte es scheinen, daß sie stehen geblieben sind, da sie den rechten Weg, auf dem sie mit ihrer besonderen Begabung weiter kommen konnten, nicht fanden, sondern in unfruchtbaren Versuchen sich zersplitterten. Was versprach nicht einst die koloristische Begabung Ludwig von Hofmanns und jetzt sieht man wohl hier und da noch ein Bild von ihm, das sich in bescheidenen Grenzen hält und in den Farben anpricht; sobald er aber an größere Aufgaben herantritt, versagt er völlig. Die Ausstellung zeigt einen „Sündenfall“ von ihm, der nicht nur in der Idee, in der Darstellung der Gestalt Gottes und der beiden ersten Menschen grotesk erscheint, sondern auch in der Farbe reizlos und von unangenehmer Härte ist. Seine kleineren Bilder „Leda“ und „Europa“ sind zwar auch leer in der Auffassung, haben jedoch etwas von dem koloristischen Reiz der früheren; von der pointillistischen Technik, der der Künstler ein Jahr lang huldigte, ist er fast ganz wieder abgekomen. Auch Walter Leistikow scheint jetzt auf einem Wege weiterzugehen zu wollen, der nicht zur Verfeinerung und Vertiefung seiner Kunst führt. Von den einfachen und schlicht gegebenen Landschaftsbildern seiner ersten Zeit, meist Motiven aus dem Grunewald, mit denen er sich so viele Freunde erwarb, strebte er weiter zu einer großzügigen, dekorativen Behandlung. Man sah diese Versuche mit Interesse und erwartete immer, was daraus werden sollte. Jetzt wird er augenscheinlich eine Verschmelzung der beiden Arten erreichen: er giebt Motive, die an die ersten erinnern, aber in einer dekorativen Auffassung. Die Ergebnisse sind jedoch nicht sehr erfreulich. Er arbeitet mit grellen Kontrasten, die Farben sind hart und übertrieben, und es ist, als sprächen die Bilder mit hohlem Pathos auf den Beschauer ein. Einzel von denen, die immer „etwas versprochen“, ohne daß dieses Versprechen je ganz erfüllt wurde, ist Martin Brandenburg. Auch von ihm sah man schon Arbeiten, — ich erinnere mich besonders eines Wildes spielender Kinder in einem Garten — auf denen er frei von jeder gezwungenen Phantastik ein Stück Natur mit seinem Gefühl für Farbe und Formen frisch heruntermalte. Aber das genügt ihm anscheinend nicht; es muß immer etwas „Poésie“ und aufgetragene „Stimmung“ dabei sein, und so kommen denn die Motive seiner Bilder zu stande, die entweder von höchster Trivialität der Auffassung — wie etwa in den „Jägern“ — oder auch so verzwickelt in ihren Gedankengängen sind, daß nur ein glücklicher Zufall den Geist des Beschauers dieselben Schleichtwege entdecken läßt. Kurt Hermann ist mit einer solchen Begeisterung ins Lager der Pointillisten übergegangen, daß er der radikalste von ihnen geworden ist. In seinem „Frühlingsmorgen“ sieht man kaum noch etwas andres als Licht.

Eine Sonderstellung hat sich immer Reinhold Lepsius gewahrt. Das Damenporträt, das er diesmal gefandt hat, gehört indessen wohl nicht zu seinen besten Arbeiten. Auch dieses zeigt zwar den seinen, meist in einer zarten grauen Glasa leise verschleierter Töne gestimmten Ton und die freie elegante Technik; aber es erscheint nicht so tief in der Auffassung und äußerlicher in der Art der Charakteristik, in der ein wenig zurechtgelegten Haltung, wie sonst.

Neben diesen Berliner Künstlern bildet sich immer bemerkbarer eine andre Gruppe von jüngeren Malern heraus, die in einem

engeren Sinne mit Liebermann zusammengehören. Sie sind es, die die Traditionen des französischen Impressionismus aufgenommen haben und in einer selbständigen Weise zu entwickeln suchen. Sie pflegen eine Art der Darstellung, die sich streng an das in der Natur Gegebene hält und es mit künstlerischen Mitteln wiederzugeben sucht. Es ist nicht mehr nur die flüchtige Impression, die sie mit wenigen Hauptzügen zu treffen suchen; sie suchen die in einer Erscheinung gegebenen, rein künstlerischen Faktoren durchzubilden. In erster Stelle steht in ihrem Interesse die Farbe. In der Farbengebung streben sie aber nicht nur nach einer feinen Nuancierung und suchen die Besonderheit ihres Farbenempfindens zu einer persönlichen Note zu entwickeln; ihnen wird die Farbe zu einem Kunstmittel, das wie alle andern seine besonderen Gesetze der Komposition hat, deren Durchführung allein schon ihrem Werke den Charakter eines in sich abgeschlossenen harmonischen Ganzen verleiht. Aber auch in der Auffassung macht sich ein Streben nach Vertiefung und in der zeichnerischen Behandlung nach einer strengeren Durchführung geltend; sie wollen nicht nur das Allgemeine eines Eindrucks festhalten, sondern auch die Grundzüge, das Charakteristische der Erscheinung im einzelnen herausarbeiten, daß die verschiedenen Faktoren zu einer einheitlichen Stimmung zusammenwirken. In der Technik im engsten Sinne, in der freien Art der Pinselführung schließen sich diese Künstler ebenso wie Liebermann, bei dem wir dies genauer betrachteten, auch den französischen Vorbildern an. Es macht Freude zu sehen, wie „gut gemacht“ eine große Zahl dieser Bilder sind. In zwei Arten von Porträts findet das Streben nach einer vollen Bildwirkung — denn darum handelt es sich herbei — besonders Gelegenheit, sich zu betätigen, am Porträt und am Stillleben. Letzteres giebt den Malern natürlich in besonderem Maße den Anlaß, farbliche Reize zu entfalten; das stärkere Hervortreten dieser Kunstgattung ist an sich schon ein Hinweis auf die koloristische Tendenz der Schule. Daß das Porträt mehr kultiviert wird, mag vielleicht auch ein Anzeichen dafür sein, daß die moderne Malerei auch bei dem Publikum, das Geld für Originalwerke ausgeben kann, mehr in Aufnahme kommt. Das Porträt ist die Form des Auftrags, die dem heutigen Künstler am häufigsten zu teil wird, und wenn nicht mehr nur die „Stichmaler“, sondern auch die Elevogt und Breher Porträtaufträge erhalten, so ist das gewiß ein Beweis, wie sehr ihre Malerei im Vordringen ist. Gerade im Porträt zeigt sich der Fortschritt von der bloß „hingehauenen“ Bildnisstudie zu dem sorgsam durchgeführten Charakterbilde am deutlichsten. Auf diesem Wege gewinnt das Porträt auch an allgemeiner psychologischer Bedeutung.

Es ist bereits eine ganz stattliche Zahl von Malern, die durch diese innere Zusammengehörigkeit eine besondere Gruppe innerhalb der Secession bilden, und das stärkere Hervortreten dieser Tendenz bildet das erfreulichste Ergebnis der diesjährigen Ausstellung. Max Levogt tritt mit einem großen „Reiterbildnis“ besonders hervor. Es wird frappant lebendig, wie der mit lässiger Vornehmheit auf seinem prachtvollen Schimmel sitzende Offizier, der dicht vor dem Beschauer am Abhange eines Hügel hält, in den sich weit wölbenden Raum hineinragt, und es ist von einer hervorragenden Feinheit in der hellen grauen Farbenreihe, die den Grundton abgiebt. Robert Breher hat eine „Dame in Weiß“ gemalt, bei der die Behandlung des zarten Weiß gegen den rötlichen und graubraunen Hintergrund einen sehr entwickelten Geschmack zeigt, während sein Porträt des Malers Klein sehr frisch in der Durchführung einer Harmonie in Braun und Grün wirkt; sehr fein sind zwei kleinere Stillleben in der Farbe wie in der charakteristischen Darstellung der einzelnen Motive. Unter den Arbeiten von Konrad v. Kardorff fällt besonders ein Herrenporträt auf, das in der Auffassung etwas wirklich Vornehmes hat. Auch Leo Frhr. v. König giebt in dem Bildnis einer Malerin ein Charakterbild in hellen Tönen, bei dem die Darstellung der ein wenig bigarren Erscheinung sehr gut durchgeführt ist. In demselben Sinne sind ferner zu erwähnen: Erich Haude mit einem Schauspieler-Porträt, Joseph Bloch mit Porträtstudien in tiefen braunen Tönen, Joseph Oppenheimer, auf dessen Bild zweier Frauen nur ein weißer Ton zu trah aus dem sonst sehr dunkel gehaltenen Grundton herausfällt. Von besonderer Schönheit der weichen Farbe sind die Stillleben von Ulrich Hübner, darunter namentlich ein japanisches, während eine in Einzelheiten auch sehr reizvolle „Figur mit Interieur“ als Ganzes ein wenig zu bunt wirkt. Ein dunkler gehaltenes Interieur von Ulrich Hübner erscheint dagegen nüchtern und eher gesucht in der gar zu deutlich betonten „Stimmung“ einer Gesehrentube. Auch ein Interieur mit einem hübschen Durchblick von Hermann Bruck ist zu erwähnen.

Etwas abseits steht der aus Dresden nach Berlin übergesiedelte Maler Paul Baum, ein feinsinniger Landschaftler, der sich eine dem Pointillismus verwandte, aber weniger konsequente Technik zurechtgemacht hat, mit der er besonders in einer Frühlinglandschaft eine sehr zarte Stimmung hervorzurufen weiß. Philipp Franck überrascht durch die zwar in den Farben harte, aber frische und ehrliche Art, mit der er figurenreiche Gruppen im Freien darstellt. Namentlich eine große Gruppe von Kindern, die als Zuschauer im Circus einen Clown anstarren, hat er prächtig und mit einer erstaunlichen Fülle von gut beobachteten Zügen gemalt. Louis Corinth giebt sich diesmal noch robuster als sonst; aber er zeigt in einer Studie der Schauspielerin Gertrud Eysoldt in Oskar Wildes „Salome“, so abstoßend der Eindruck für manchen sein mag, seine große Begabung, die sich am besten dann bewährt, wenn er ein Motiv in einem ersten Wurf heruntermalte. —

(Nachdruck verboten.)

# freundespflicht.

Von Léon Kanros.

## I.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

Troublair (geht in febrichter Aufregung im Zimmer umher): „Also Du hast gesehen, wie Edgard meine Frau küßte?“

Lagaffe: „Zawohl. (Nachsichtig): Aber mach' Dir darüber weiter keine Gedanken! Es war ja bloß auf die Wange!“

Troublair (heftig): „Auf die Wange oder wo anders — es ist eine Gemeinheit! Du hast mir mit dieser Nachricht einen kolossalen Dienst erwiesen! Wahrhaftig, einen kolossalen Dienst! Das werde ich Dir nie vergessen!“

Lagaffe (bescheiden): „Mein Gott, nur meine Pflicht! Ich sehe, wie einer Deiner Freunde . . .“

Troublair (verzieht den Mund, als hätte er aus Versehen einen Schluck Ricinussöl genommen): „Freund! Du entweißt dieses Wort, wenn Du es auf einen solchen Menschen anwendest! Dul' Ja, Du bist ein Freund! Das beweist Dein Verhalten mir gegenüber!“ (Er drückt ihm die Hände, wie in einem Schraubstock zusammen.)

Lagaffe (gerührt): „Dank! Ich sehe also Herrn Edgard d'Alneparty und Deine Frau in einer Intimität . . . o, eine ganz unschuldige Intimität, sicherlich . . . welche doch aber leicht falsch aufgefaßt werden kann. Es ist also ganz selbstverständlich, daß ich Dich in Kenntnis setze, damit Du Dich informieren kannst, was . . .“

Troublair (seine Promenade im Zimmer wieder aufnehmend): „Na, ich will ihm meine Hand auf die Wange legen, diesem Edgard, daß keine Falte drin bleiben soll!“

Lagaffe (aufspringend): „Was? Bist Du verrückt? Vielleicht ist an der ganzen Sache nichts . . . ein kleiner Flirt . . . eine Dummheit? . . . Ruhe, Troublair! Du hast mir geschworen, ruhig zu bleiben! Hätte ich Dir doch lieber nichts gesagt!“

Troublair (seinen Mund zuknöpfend und seinen Hut aufsehend, wütend): „Ich bin ja ganz ruhig, zum Donnerwetter! Du wirst mal sehen, mit welcher Ruhe ich den Herrn ohrfeigen werde! Du wirst schon sehen . . . Denn Du kommst doch mit, nicht wahr?“

Lagaffe (in höchstem Grade verwirrt): „Wie meinst Du? Ich . . . o . . . ich . . .“

Troublair (die Stirn runzelnd): „Du begreifst — wenn er leugnet, mußt Du bezeugen . . .“

Lagaffe (gefäßt): „Gewiß! Selbstverständlich! Ich stehe Dir durchaus zu Diensten. (Er zieht eilig seinen Paletot an.) Also gehen wir! (Weisheit): Mir scheint, das ist keine besondere Schlaueit von mir gewesen!“

## II.

(Sie begeben sich zu Herrn Edgard d'Alneparty, der bei der Meldung, Troublair sei da, ihnen im Schlafrock entgegenstrahlt, das Gesicht von einem Lächeln verklärt, wie es ein Zahnpulver-Fabrikant gut für sein Kellameplakat gebrauchen könnte): „Na, alter Freund, läßt Du Dich auch mal . . .“

Troublair (diesen Gefühlsausbruch kurz unterbrechend): „Erlauben Sie, mein Herr! (Feierlich): Sie sind der Geliebte meiner Frau!“

Edgard (spielt den Entrüsteten mit der Routine eines alten Schauspielers): „Ich? Aber das ist ja eine ganz infame Verleumdung! Wer hat es getwagt . . .“

Troublair (auf Lagaffe weisend): „Dieser Herr!“

Lagaffe (ärgerlich): „Aber erlaube mal! Das habe ich doch nicht . . . Ich habe bloß gesagt . . .“

Troublair (ohne auf ihn zu hören, zu Edgard): „Ich habe Sie als Freund, als Bruder bei mir empfangen. Sie haben mein Vertrauen gemißbraucht. Sie haben sich benommen wie ein . . . Ehrlöser . . . ein Schuft!“

Edgard (mit erhobener Stimme): „Mein Herr, ich gestatte niemand . . .“

Troublair (auf Lagaffe zeigend): „Fragen Sie diesen Herrn, ob ich recht habe?“

Lagaffe (verwirrt): „Sie werden doch nicht glauben . . . Aber, Troublair . . .“

Troublair (pathetisch): „Ich erwarte Ihre Antwort, mein Herr!“

Edgard (trocken): „Meine Antwort? An Ihrer ganzen Anklage ist auch nicht ein wahres Wort!“

Troublair (aufspringend): „Nicht ein wahres Wort? (Auf Lagaffe weisend): Sie wagen es, diesen Herrn ins Gesicht Lügen zu strafen?“

Lagaffe (ängstlich): „Du hast die Frage nicht richtig gestellt, lieber . . .“

Troublair (ohne auf ihn zu hören): „Aber mein Freund wird das nicht auf sich sitzen lassen, mein Herr! Sie werden sich schlagen! Zawohl! Ich trete ihm meine Stelle ab, weil er ein alter Freund von mir ist! . . . Und er wird Sie aufspießen wie . . .“

Edgard (fest): „Das werden wir sehen!“

Lagaffe (erbittert zu Troublair): „Zum Donnerwetter! Willst Du mich endlich auch mal reden lassen! (Zu Edgard): Mein Herr, ist es wahr — meine Beobachtung beschränkt sich lediglich

hierauf — daß Sie am 13. dieses Monats Madame Troublair . . . (mit Nachdruck) auf die Wange geküßt haben?“

Edgard (nach kurzem Zögern): „Ja, mein Herr, es ist wahr . . . Und was weiter?“

Lagaffe (befriedigt): „Was weiter? O, das geht mich nichts mehr an!“

Edgard: „Diesen Kuß kann ich jederzeit vertreten. Er wurde in allen Ehren gegeben. Nicht für mich küßte ich Madame Troublair. (Mit Bewegung): Es geschah für meine Mutter!“

Troublair (erstaunt): „Für Ihre Frau Mutter?“

Edgard (weich): „Zawohl, für meine Mutter, welche mich gebeten hatte, Madame Troublair diesen Beweis ihrer Zuneigung zu übermitteln . . .“

Troublair: „Aber . . . aber . . . Ihre Frau Mutter, kennt ja meine Frau nicht?“

Edgard: „Persönlich nicht! (Mit Nachdruck): Aber das hindert doch nicht, daß sie eine warme Sympathie für Ihre Frau Gemahlin empfindet? (Weich): Ich habe ihr stets mit solcher Begeistung die guten Eigenschaften von Madame Troublair geschildert, ihre Tugend, ihre Ehrbarkeit . . .“

Troublair (erschüttert): „Ist das wahr?“

Edgard (mit einem gehässigen Seitenblick auf Lagaffe): „Ob es wahr ist? Ich lasse keine Gelegenheit vorübergehen, ohne die Frau meines besten Freundes zu loben, ihrem Charakter eine wohlverdiente Huldigung darzubringen — ganz im Gegensatz zu gewissen Leuten, welche nur danach trachten, mittels gehässiger Verleumdungen den Ruf einer anständigen, ehrbaren Frau zu erschüttern.“

Lagaffe (gereizt): „Soll das auf mich gehen, mein Herr?“

Troublair (zu Edgard, der antworten will): „Nein, nein, lassen Sie mir! (Etwas pikiert zu Lagaffe): Edgard hat recht, mein Lieber! Man beeilt sich nicht so, aus einer an und für sich harmlosen Sache gleich solch übertriebene Schlüsse zu ziehen . . . Du hast mir ja gar nicht schnell genug die ganze Geschichte hinterbringen können . . . Zum Teufel, man überlegt's sich doch vorher, bevor man mit solch schwerwiegenden Beschuldigungen hervortritt!“

Lagaffe: „Sieh mal an! Das ist ja recht niedlich!“

Troublair (zu Edgard): „Ich hatte mir ja gleich gedacht, daß die Sache ganz harmlos sei . . . höchstens ein kleiner Flirt . . . Aber nicht wahr, wenn man einem die Dinge in solch eigentümlichem Licht darstellt . . .“

Lagaffe: „Aber . . . aber . . . willst Du vielleicht damit sagen . . .?“

Troublair (immer kälter werdend): „Ich sage nur, was wahr ist. Du siehst: meine Frau bekommt einen Kuß — bloß auf die Wange — und von wem? Von einer ehrenwerten älteren Dame . . .“

Lagaffe: „. . .!“

Troublair: „Gleich verdrehst Du die Thatfachen, machst mir den Kopf warm, bestehst darauf, mich hierher zu begleiten, um mich noch mehr in Harnisch zu bringen . . .“

Lagaffe: „. . .!“

Troublair: „Du versuchst, mich mit meinem besten Freund zu entzweien! (Drückt Edgard die Hände.) Wahrhaftig, ich frage mich, weshalb Du das alles thust?“

Lagaffe (Mäglich): „Ich glaubte, meine Pflicht zu erfüllen.“

Edgard (lauernd): „Der Herr ist vielleicht ein bißchen eifersüchtig . . .“

Lagaffe: „Ich eifersüchtig?“

Edgard: „Mein Gott, man schiebt leicht andren die Motive unter, die man . . .“

Lagaffe (bestürzt): „Wollen Sie damit sagen, ich hätte jemals daran gedacht . . .?“

Troublair (finster): „Meiner Frau den Hof zu machen? Aber warum nicht?“

Lagaffe (achselzuckend): „Noch schöner! Wie kannst Du auch nur einen Augenblick glauben, daß ich, Dein Freund . . .“

Troublair (vollständig eifrig): „Erlauben Sie, mein Herr! Bevor Sie diesen heiligen Titel für sich in Anspruch nehmen, müssen Sie sich erst von dem berechtigten Verdacht reinigen, welchen Ihr Betragen wachruft . . .“

Lagaffe (erbittert): „Na, das ist wirklich großartig! Wenn die Sache so steht, bin ich hier wohl überflü . . .“

Edgard (trocken): „Nicht, bevor Sie mir die Adressen von zwei Ihrer Freunde gegeben haben, mit denen man wegen Ihrer Verleumdungen . . .“

Lagaffe: „Ich hätte Sie beleidigt? Ich?“

Troublair: „Zawohl, Sie! Sie haben gesagt, Edgard hätte sich wie ein Ehrlöser, wie ein Schuft benommen! Ich erinnere mich ganz genau!“

Lagaffe (wütend): „Du bist verrückt! Kein Wort habe ich gesagt! Du bist selbst an allem schuld, zuerst mit Deinen tragischen Geberden und großen Worten, dann hier mit Deiner Borniertheit, auf die idiotenhafte Erklärung hereinzufallen, die Herr d'Alneparty abgegeben — mit seiner Mutter, die vielleicht niemals existiert hat!“

Edgard: „Glender! Sie wagen es, meine Mutter zu beschimpfen! (Ohrfeigt ihn.)“

Lagaffe (erbittert): „Dank für Fortsetzung, mein Herr! Wir werden uns schlagen! (Zu Troublair): Und das verdanke ich

Du! Aber ich freue mich trotzdem! Wenigstens wirst Du doch Deine Hörner . . .  
 (Edgard packt ihn am Stragen und wirft ihn hinaus. Der Nest von Lagaffes Worten verhallt im Geräusch des Kampfes.)  
 Troudlair (brüllend): „Was hat er gesagt? Was werde ich?“  
 Edgard (die Thür schließend): „Du wirst gerächt werden!“  
 Troudlair (tragisch): „Erlaubel! Diese Sache darf ich keinem andern über . . .“  
 Edgard: „Sei doch still, lieber Freund! Du würdest mich verlegen, wenn . . .“  
 Troudlair (bewegt): „Ach, Edgard! Wie konnte ich Dich nur einen Augenblick verkennen — Dich, der die Freundschaft so heilig hält!“ —

## Kleines Feuilleton.

Ik. Ein märkisches Waldthal. Von Eberswalde, dem aufblühenden Hauptort des Kreises Oberbarnim, führen prächtige Waldwege am Bache entlang nach dem Dorfe Spechtshausen, wo eine Papierfabrik das kostbare Material für die deutschen Reichstafel-scheine herstellt. Nach dieser prosaischen Unterbrechung in der Natur kommt die Poesie aber gleich wieder zu ihrem Recht, denn hinter dem Dorfe biegt ein Fußweg in ein Waldthal ein. Wer es nicht kannte und ahnungslos aus der Ebene um Berlin hier einwandert, würde sich in ein kleines Gebirgsthäl versetzt glauben. Es ist das Nonnensiebtal, und selbst die sogenannte märkische Schweiz hat kaum eine Landschaft aufzuweisen, die sich mit ihm vergleichen ließe; erst im entfernteren Odergebiete findet sich Ähnliches. Mächtige Buchen überragen das Unterholz und flankieren den Eingang des Thales, in dem sie auch weiterhin die Mehrzahl der Bäume bilden. In Bindungen, wie man sie sonst nur in Gebirgsgegenden sieht, schlängelt sich das Nonnensiebt zwischen den Bäumen dahin. An Steinen, erratischen Blöden, die zerstreut im Bache liegen, bricht sich fein klares Wasser, und wo die Sonne einen hellen Fleck auf den Spiegel wirft und auf den weißen Sand darunter, können wir von Zeit zu Zeit bemerken, wie unser Näherkommen eine kleine Felle aufscheucht, die blitzschnell wieder verschwindet. Wenn wir Glück haben, sehen wir selbst einmal Neunaugen auf dem klaren Grunde sich schlängeln. Am Bachufer huscht und wippt die Bachstelze hin und her, nicht nur die gewöhnliche Art, die jedes Kind kennt, sondern auch die in der Mark seltene schwefelgelbe Bachstelze. Allerlei Bachinsekten fallen diese zielreichen Vögel zum Opfer. Wo das Unterholz buschiger zusammensteht, klettert und fliegt ein bräunliches Etwas mit auffallender Geschwindigkeit herum: ziemlich Wachsamkeit ist erforderlich, um zu erkennen, daß es Baumkönige sind, die hier ihr munteres Spiel treiben und wie Mäuse durch enge Oeffnungen schlüpfen. Noch manche andern Vögel beleben das Gebüsch und die Aeste der Bäume; wer die jedem Vogel eigentümlichen Rufe kennt, merkt bald, wo der Zeißig, der Weidenlaubvogel, die Kohlmeise sitzt und das bunte Kleid des allbekannten Buchfinken zieht den Blick meist eher auf sich, als sein Ruf. Dazwischen erklingt bisweilen der monotone Ruf des Stuckdud und das Hämmern des Schwarzspechtes. Selten gelingt es, diese beiden Tiere zu Gesicht zu bekommen. Eher fliegt ein Grünspecht über den Weg, und noch häufiger sieht man die zierliche Spechtmeise, auch Kleiber genannt. Wie der Name sagt, ein Mittelthing zwischen Specht und Meise. Der Bau seiner Füße und seine Gewandtheit erlaubt dem fast mausartig gefärbten Kleinen Vogel, nach allen Richtungen auf der Rinde der Bäume entlang zu laufen und in den Nischen nach Getriebe zu suchen — Kopf unten oder oben, ist dem Kleiber gleich, er klebt am Baume fest gleich einer Nage.

Von den Hängen des Waldthales herab winkt ein reiches Pflanzenleben. Aber auch die Knospen der Bäume beleben sich. Schon strecken sich die Knospen der Buchen auseinander und schieben die zart gefalteten jungen Blätter hervor. Enger und enger werden die Nischen des Nages, das dem Sonnenlicht noch den Durchgang gestattet. Jeder Tag vergrößert die schattenspendende Fläche und verengert das Sieb. Der wunderbare Schatten des Waldes entwickelt sich — dem Wanderer ein Wohlgefallen. —

### Theater.

Schiller-Theater. „Die Heye“. Trauerspiel in 5. Aufzügen von Arthur Fitger. — Fitgers Drama verdient die Aufnahme in das Repertoire des Schiller-Theaters. In seinen Vorzügen und Schwächen ein Werk jugendlich gesitteten Idealismus vermag es, sollte man meinen, auch heute noch ebenso wie vor zweieinhalb Jahrzehnten, als es über die deutschen Bühnen ging, auf junge, von dem ersten Pathos der Freigeisterei erfüllte Gemüter mächtig zu wirken. Wenn Lubbo, der fanatische, lutheranische Kriegsmächt und Kaver, der weiterschauende Jesuitensending, die grimmigen Feinde, sich die Hand zum Bunde reichen, vereint durch den glühenden Haß gegen Thalea, den neuen Geist, „der da nicht ist lutherisch, noch latholisch, noch calvinistisch, sondern pantheistisch und atheistisch“, und niederknend ihren Gott um Hilfe in dem Kampfe ansetzen, — wenn Thalea die Bibel, die ihr gerichtet wird, um sich durch einen Schwur auf Gottes Wort von dem Verdacht der Hegeunst zu lösen, mit wildaufbäumendem Trotz zerreißt, indem sie den Witz des christlichen Gottes höhrend auf ihr Haupt herabrufft, und dann der Chor der

entsetzten Menge, der Katholiken und Lutheraner: „Wir glauben all an einen Gott . . . brausend zum Himmel steigt, so find das Bilder von einer leidenschaftlichen Bewegtheit, einer Schärfe der Kontrastierung, einer Durchsichtigkeit des Gedankengehalts, daß sie gleich einfachen Symbolen der Phantasie und dem Gedächtnisse sich einprägen. Freilich modernem Bühnengeschmack sagt der Stiel dieser Theatertextkunst nicht zu. Der Materialismus hat die Ansprüche an die Charakteristik, die Individualisierung des Dialogs, die Motivierung der Handlung außerordentlich gesteigert; man empfindet ein Mißtrauen gegen alles effektvoll Grelle und derb unterstrichene Kontraste, man liebt das leise Abgetönte, das Verhüllte, indem die Spuren arrangierender Absicht möglichst verwischt sind. So bedarf es eines gewissen Entschlusses, einer Umschaltung der Stimmungen, um willig auf die Art von Fitgers Drama einzugehen. Aber es lohnt sich. Man wird dann auch über den kraftvoll pathetischen Ausdruck freigeistiger Tendenz, das, was des Stüdes eigentliche Bedeutung ausmacht, hinaus, auch mancherlei artistische, nur eben einer andern Stilart angehörende Reize entbeden. Es ist ein eigenartiger Sinn für Bildlichkeit und Architektur in der Gliederung der Scenen und dem anschaulich klaren Aufbau des Ganzen.

Die Aufführung war in den kleineren Rollen sehr gelungen. Der Fanatismus Lubbos fand durch Franz Rolau, der Fanatismus des Jesuiten durch Max Montor eine lebendig eindrucksvolle Darstellung. Schlicht, wie die Figur von dem Dichter gedacht war, sprach Kategg den jüdischen Gelehrten, der Thalea in die geheimen Wissenschaften eingeführt hat. Marianna Wulf war eine liebenswürdige herzliche Almut, Päsche ein ritterlicher Edgard. Nur eben Thalea hätte man anders gewünscht. Gertrud Arnold spielte klug und taktvoll, aber die Wärme, das Ueberzeugende, Forttreibende fehlte ihr, das, was den Glauben an die überragende Größe erwecken kann. Ein verständig-kalter Unterton drang öfters störend durch, und in dem Pathos der großen Bibelszene war etwas gepfeift Gewalttames. Es ist eine Rolle, die außerordentliche Aufgaben stellt. — dt.

### Humoristisches.

— Indirekte Kur. Arzt: „. . . Na, Sie sind ja, scheint's, wieder ganz wohl!? . . . Haben Sie meine Pillen alle Tage genommen?“  
 Bauer: „Ja, g'nommen hab' i' schon — aber wissen S', Herr Doktor, dös war a so: Mei' schwarze Henn' is ma über d' Schachtel 'tomma und hat die Pill'n g'fressen! Nacha hab' i' d' Henn' g'schlacht' und 'gessen — und so bin i' wieder g'und wor'n!“ —

— Zwei Lebermenschen. Sie: „Begegnet wir uns auch mal wieder in diesem Zammerthal, Herr Doktor!? . . . Sie sehen ja scheußlich gesund aus!“  
 Er: „Leider! . . . Dafür sehen Sie aber wahrhaft inter-essantelnd aus!“ —

— Aus dem Tagebuch eines Dackfisches. Soeben vom Herrn Assessor einen Kuß, von Mama zwei Ohrfeigen, und von Onkel Fritz drei Mark bekommen. — („Fliegende Blätter.“)

### Notizen.

— Eine Hebbel-Stiftung, deren Zinsen schleswig-holsteinischen Dichtern und Künstlern zu Gute kommen sollen, besteht seit einiger Zeit. Die Stiftung verbannt ihre Entstehung der Witwe Hebbels. Die Unterstiftungen sollen jedoch erst beginnen, wenn das Kapital 30 000 M. beträgt. Der dieser Tage in Pzehoe abgehaltene plattdeutsche Provinzial-Verband will die Stadt Kiel und den schleswig-holsteinischen Provinziallandtag um Beihilfe zur Vergrößerung des Stiftungsvermögens ersuchen. —

— Von Hermann Hebermans erscheint demnächst ein neues Drama „Ghetto“. Die deutsche Uebersetzung stammt von Francisca de Graaff. —

— Paul Lindau hat am 30. April die Direktion des Berliner Theaters niedergelegt. Bis zum 1. August 1905 werden Alfred Halm und Graul diese Bühne leiten. Von den Novitäten, die die neue Direktion in der nächsten Saison bringen wird, seien genannt: Strindberg: „Gustav Adolf“ und „Erich XIV.“; Björnson: „Geographie und Liebe“; Arne Garborg: „Paulus“; Ludwig Huna: „Erstarrte Menschen“; Emil Rosenow: „Rater Lampe“; Bernhard Shaw: „Ein Teufelsknecht“; Adolf Vogler: „Die Sturmglode“; Joseph Lauff: „Der Gottestropf“. —

— Klara Meyer hat sich dem Deutschen Theater (Direktion Lindau) auf zwei Jahre verpflichtet; sie bezieht eine Jahresgage von 15 000 M. —

— Die Aufführung von Heyjes „Maria von Magdala“ ist dem Deutschen Volks-Theater in Wien gestattet worden. Die Direktion hatte in dem der Censur vorgelegten Texte alle bedenklichen Stellen gestrichen. —

— Das fünfsätzige Langpoem „Der faule Hans“ von Oskar Reddal geht nächste Woche erstmalig in der Wiener Hofoper in Scene; die Ausstattung kostet 150 000 Kronen. —

— Eine wellentelegraphische Station (System Braun und Siemens u. Halske) wird von I. Kanalant in Kiel für den Nordostsee-Kanal eingerichtet. Die Station soll den wellentelegraphischen Verkehr zwischen Kuzhaven, Brunsbüttel und dem Feuerdamm „Elbe I“ vermitteln. —